

Nr. 248. **Bromberg, den 25. Dezember** **1926.**

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(32. Fortsetzung.)

Sender konnte nichts erwidern. Schuldbewußt stand er mit bleichen Mienen vor seinem Ankläger.

„Zerstört, zerbrochen", fuhr der Marschallik fort, „wie ich das zerbreche." Er riß ein Zweiglein des Lindenbaums ab und zerstückelte es. „Heut' komm' ich ahnungslos zu Reb Jossef und freu' mich schon auf den guten Lohn, den mir Reb Hirsch versprochen hat, da donnert er mich an: Ich will nichts mehr von Euch wissen und nichts mehr von dem Mädchen. Eine, die sich jeden Abend von einem Burschen unterhalten läßt und den Hof machen, als ob sie beide Christen wären, ist mir für meinen Mosche zu schlecht. Mit ihr red' ich nicht darüber, aber ihrem Vater hab' ich geschrieben, daß er sie morgen abholen soll . . . Sender", rief er ausbrechend, „warum hast du mir das getan?"

„Ohne meine Absicht". stammelte dieser. „Und Taube war ja dabei. Sie kann bezeugen, daß ich ihr nie was Unrechtes gesagt hab'."

„Lüg' nicht!" rief Türkischgelb heftig. „Denn entweder lügst du oder du bist ein schlechter Mensch. Nur ein solcher Mensch kann es in der Ordnung finden, wenn ein junger Mann der Braut eines anderen sagt, daß sie die Königin über alle Weiber ist, und daß er vor Schmerz vergeht, wenn er daran denkt, daß ihr herrliches Haar abgeschnitten werden soll. Du siehst, ich weiß alles. Die arme Taube, die auch nur Verdruß davon hat, hat es heut' ihrem Schwiegervater gestehen müssen. Und bedenk', Malke war die Braut eines dummen, grünen Jungen, und du bist ein hübscher, kluger Mann, der Deutsch reden kann, da hätte dein Gewissen doppelt auf der Hut sein sollen."

Sender war zerknirscht, aber dieser Vorwurf schmeichelte ihm doch.

„Ich will mich nicht verteidigen", sagte er, „Ihr würdet mich doch nicht verstehen, weil Ihr alles nach den hiesigen Sitten beurteilt. Nur eines will ich Euch sagen: wenn Ihr recht hättet, wenn ich diese Partie zerstört hätte, so täte es mir um Euretwillen leid, aber sonst wär's mir eine Freude. Denn ein Mädchen wie Malke ist für einen Mosche zu gut! Aber Ihr gebt mir grundlos die Schuld, sie hätte ihn ohnehin nicht genommen."

„Da irrst du!" erwiderte der Marschallik nachdrücklich. „Sie hätt's getan, so lanz sie an keinen anderen dachte. Jetzt freilich nicht mehr. Schon vor einigen Tagen hat sie Taube gesagt: Und wenn mich mein Vater verstößt, ich heirate nur den Mann, den ich mir selbst ausgesucht habe, für den ich passe, der für mich paßt . . . Warum wirst du so rot?"

Sender wandte sich ab.

„Und das", rief der Marschallik mit donnernder Stimme, „das ist dein schlimmstes Verbrechen. Daß du die Partie zerstört hast, könnt' ich dir verzeihen — ich hab' dir damals selbst gesagt, ich hätt' sie lieber einem anderen gegönnt. Und meinen Verdienst — Gott wird mich auch so nicht verhungern lassen. Aber daß du, sonst ein guter, braver Mensch, so schlecht, so gewissenlos an einem armen Mädchen gehandelt hast, an diesem Mädchen, für das selbst der Beste kaum gut genug wär' — das verzeih' ich dir nicht! . . . Du willst nicht heiraten, sagst du? — Gut, deine Sache. Aber dann dennoch so tun, als ob's dir Ernst wäre, und dem armen Mädchen den Kopf verdrehen, das Herz brechen — pfui, Sender, ich hab' kein anderes Wort . . . du heiratest sie nicht, einen anderen nimmt sie nicht — was soll aus ihr werden?"

Schwer atmend, das Haupt auf den Arm gestützt, saß Sender da. Wie bei jeder heftigen Aufregung empfand er auch diesmal ein leichtes Stechen in der Lunge, aber er achtete nicht darauf; in ihm stürmte es wie nie zuvor.

„Ich hab's nicht gewollt", murmelte er. „Bei Gott im Himmel, ich hab's nicht gewollt."

„Das glaub' ich dir", sagte der Marschallik milder. „Ein solches Mädchen absichtlich ins Gerede und für sein ganzes Leben um sein Glück bringen — ich glaub'. dazu wär' der Schlechteste nicht schlecht genug. ... Aber jetzt ist es einmal so. ... Und nun? Was nun? Es geht mir ja nicht bloß um sie, sondern auch um dich, es wird dein Lebenlang auf dein Gewissen drücken."

„Da habt Ihr recht", murmelte Sender düster und preßte dann wieder die Lippen zusammen. Auch der Marschallik sagte nichts mehr. Es war ein banges, schwüles Schweigen.

„Ich gehe", sagte Türkischgelb endlich und griff nach dem Hut. „Bleib' du ruhig hier — bei Dovidl entschuldige ich dich schon — und überleg' dir die Sach'. Ein Mensch wie du tut nichts ohne vernünftigen Grund. Es muß einen Grund haben, daß du nicht heiraten willst. Das also spricht dagegen, aber vielleicht doch nicht so, wie du glaubst. Was du aus dir machen willst, mag Gott wissen, aber doch gewiß keinen Mönch. Bedenke, vielleicht kannst du es auch als verheirateter Mann erreichen."

Sender machte eine heftige Bewegung, nicht der Abwehr. sondern der Überraschung.

Türkischgelb schien es nicht zu bemerken. „Und ferner", fuhr er fort, „mußt du dir überlegen, ob es viele solche Mädchen gibt wie Malke, und was dir die Ruhe deines Gewissens und das Glück deiner Mutter wert sind. Ich mach' dir einen Vorschlag: morgen mittag ist Reb Hirsch hier und holt sie ab. Willst du, daß ich mit ihm rede, so sag' es mir bis dahin. Daß er auch jetzt „nein" sagen wird, glaub' ich nicht — der arme Vater, dessen Kind du ins Gered' gebracht hast! Willst du also, so kann morgen abend die Verlobung gefeiert werden. Willst du aber nicht, so versprich mir, dem armen Kind wenigstens das Herz nicht noch schwerer zu machen und heut' abend nicht mehr auf den Marktplatz zu kommen."

„Das tu' ich keinesfalls," murmelte Sender.

„Wenn du dich so entschließt, wie ich von Herzen wünsche, so kannst du kommen. Warum nicht? Malke weiß noch nichts davon, daß Jossef Grün sich entschlossen hat, „nein" zu sagen, nicht einmal, daß ihr Vater morgen kommt. Ich weiß nicht, warum es ihr Jossef nicht sagen will. Sie ist also ganz unbefangen und wird dich erwarten und sich kränken, wenn du nicht kommst. Freilich, bleibst du bei deinem „Nein", so ist es gleichgültig, ob sie sich von heut' abend an fürs ganze Leben zu grämen beginnt oder erst von morgen mittag!"

Er reichte ihm die Hand. „Möge dich Gott zum Rechten führen," sagte er warm und verließ die Stube. Draußen sagte er zu Frau Rosel: „Laßt ihn allein! Fragt ihn nicht . . . Der arme Junge!"

„Warum bedauert Ihr ihn?" rief sie erschreckt.

„Weil es ihm so hart fällt, glücklich zu werden," er-

widerte der Marschallik, nun wieder lächelnd. „Aber er wird glücklich, verlaßt Euch drauf."

Je näher er der Stadt kam, desto fröhlicher wurde er. Er hatte eine Komödie gespielt und sich in vielem an der Wahrheit versündigt, aber es war ja notwendig gewesen. „Für ihn ist's das Beste," dachte er, „und für sie wohl auch. Meine Jütte sieht da zu schwarz. Ein Bursch wie Sender — warum sollte nicht auch Malke mit der Zeit glücklich werden? Sie ist ja sehr verständig und ein jüdisch Kind — das findet sich in alles."

* * *

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Mutter folgte dem Rat des Marschallik. Sie ließ Sender allein. Wohl eine Stunde vernahm sie aus der Stube keinen Laut. Endlich trat er heraus, nickte ihr stumm zu und schlug den Weg in die Felder ein.

Traurig blickte sie ihm nach. Es gab ihr einen Stich durchs Herz, wie bleich er war. „Er ist nicht mein Fleisch und Blut," dachte sie, „aber doch ein Mensch wie ich. Wie hart ihm alles fällt, sogar sein Glück."

Und da täuschte sie sich nicht. Bitterhart wurde es dem armen Jungen. Zwar hatte er nun, während er ziellos über die Stoppelfelder dahinschritt und immer weiter in die Heide hinaus, bereits seine Wahl getroffen, eigentlich schon früher, während der Unterredung mit dem Marschallik, aber in seiner Brust war's darum nicht friedlicher geworden. Natürlich mußte er um Malke werben, nicht allein, weil es das Gewissen gebot und weil ihn die Gewißheit ihrer Gegenliebe berauschte, sondern weil es ihm glattweg unmöglich schien, künftig ohne sie zu leben.

Aber sein Ziel! Sein heißersehntes, so recht um den Preis seines Herzbluts angestrebtes Ziel rückte ihm nun in die Ferne. Freilich brauchte er nicht ganz darauf zu verzichten — der Marschallik hatte ihn erst auf diesen trostreichen Gedanken gebracht, aber der lag ja auch sonst nahe genug — gab es nicht auch verheiratete Schauspieler, war nicht auch Nadler verheiratet? Hätte er um Malkes willen seinem Beruf entsagen müssen — ihm schauderte; „wer weiß," dachte er, wie ich mich dann entschieden und ob ich es überlebt hätte!" Drückte ihn doch nun schon der Gedanke zu Boden, daß er vielleicht ein Jahr länger harren mußte, denn gleich nach der Hochzeit konnte er ja doch nicht fort.

Aber je weiter er in die herbstliche, rotschimmernde Heide hinausschritt, desto heller wurden seine Gedanken. Vielleicht brauchte er nicht einmal ein Jahr zu warten. — Malke war ja kein gewöhnliches Weib, sie mußte sein Ziel verstehen und förderte ihn gewiß, statt ihn zu hindern. Vielleicht hatte auch sie Talent zur Kunst — doch nein, den Gedanken verbannte er, kaum daß er ihm aufgestiegen; sein Weib, sein schönes, geliebtes Weib sollte nicht vor die Menge treten. Er allein — aber sie sein Leitstern, ihre Zustimmung sein schönster Lohn, seine Triumphe das Glück ihres Lebens. Er warf sich ins Heidekraut und schloß die Augen, um besser träumen, sich die Bilder der Zukunft ausmalen zu können; ein seliges Lächeln lag auf seinen Zügen. Er hatte die Liebe, so lang er sie nicht kannte, an anderen komisch gefunden, eine „Narrheit", die er nie mitmachen wollte — und so fremdartig war ihm diese Empfindung erschienen, daß er zweifelte, ob er je Verliebte werde spielen können. Dann, als sie unerwartet über ihn gekommen, hatte sie ihm Schmerz, Wirrnis und Aufregung genug gebracht, aber keinen Augenblick des Glücks. Nun aber flutete es auf ihn nieder, mit jedem Atemzug voller und reicher, daß er all die Seligkeit kaum zu ertragen vermochte. „O wie schön das ist," murmelte er, „wie schön . . . wie schön . . ." und dann leise ihren Namen. Ihm wurde die Brust zu eng, er richtete sich auf, um leichter atmen zu können. „Wie schön . . ." und plötzlich brachen ihm die Tränen aus den Augen und überfluteten sein Antlitz.

„Ich Narr," sagte er endlich lächelnd und wischte sich die Tränen fort. „Da liege ich einsam auf der Heide und weine, statt bei meiner Braut zu sein und mich mit ihr zu freuen." Er blickte sich um. Noch schimmerte die Heide in satter, roter Farbenglut, aber die Sonne war im Sinken, im Osten glitt eben die weiße Mondsichel empor.

Er sprang auf und schritt der Stadt zu, anfangs rasch, dann immer langsamer. „Halt", dachte er, „meine Braut wird sie erst morgen. Ich will sie auch heute gleichsam zufällig treffen. Anders freilich werden wir schon jetzt miteinander sprechen als sonst — jetzt, wo ich weiß —"

Er lächelte. „Wie sie sich verstellt hat! Was so ein Mädchen kann! Über jedes freundliche Wort war sie ordentlich böse." Er fühlte eine Empfindung des Unbehagens, der Unsicherheit in sich aufsteigen. Aber er schüttelte sie ab. „Unsinn — jetzt, wo sie es Taube gestanden hat —"

Dennoch ging er immer langsamer, und als er von fern ein Licht aufschimmern sah, die Laterne am Mautschranken, welche die Mutter eben angezündet, hielt er den Fuß an und blickte hinüber. „Soll ich's der alten Frau schon heute sagen?" murmelte er

Er entschloß sich, es nicht zu tun. „Zuerst muß Reb Hirsch seine Einwilligung geben. Der Marschallik meint zwar, daß sie sicher ist, und wollte er etwa „nein" sagen, so bringen Malke und ich ihn gewiß herum, aber die Mutter soll nicht drum zittern. Morgen, wenn alles in Ordnung ist, freut sie sich doppelt."

Er ging weiter, dem Marktplatz zu, aber immer zögernder. Die Dämmerung war hereingebrochen, die Mondsichel warf ihr blasses Licht über die Gartenstraße, die er noch zu durchschreiten hatte; nun war sie wohl schon mit Taube vor dem Hause. „Wie red ich sie an?" dachte er.

„Nun — mit dem Guten Abend," lachte er dann auf, „das weitere findet sich." Dennoch schlich er nun förmlich und das Herz pochte ihm immer ungestümer, je näher er dem Marktplatz kam.

Da war er endlich auf dem Platz und wieder nach einigen Minuten vor dem Hause des Vorstehers. Himmel, sie war nicht da. Aber da erschien sie eben mit Taube vor der Tür.

Er trat auf sie zu und bot ihr den Gruß. Sie erwiderte freundlicher wie immer, wenngleich nicht so laut wie Taube, die ihm auch die Hand bot. Er drückte sie herzhaft und hielt dann Malke die Rechte hin. Er tat es heute bei der Begrüßung zum ersten Mal, und sie blickte befremdet auf. Dann rührte sie einen Augenblick mit ihren schlanken, weißen Fingern an die seinen.

Es verblüffte ihn mehr, als es ihn betrübte. „Gut!" dachte er, „ich will dir den Gefallen tun! Also heut' noch wie sonst!" Und darum trat er auch wie immer an Taubes Seite und schritt neben dieser her.

„Nun?" fragte die dicke, lustige Frau, „was bringt die Barnower Zeitung heut'?" So pflegte sie ihn zu nennen.

Er dachte nach. „Daß Dovidl Morgenstern aus der Haut fährt," begann er, „wissen Sie schon. Aber halt! — eine Neuigkeit gibt's wirklich: der Prior hat bei einer Lemberger Malerin ein neues Altarbild bestellt. Ein Weib, das malt und gar Heilige fürs Kloster — das ist sehr komisch!"

„Warum?" fragte Malke. „Meine Cousine Viktorine Salmenfeld, die älteste Tochter meines Onkels Franz, malt auch solche Bilder und sehr gute. Sie hat sich in Wien als Künstlerin einen Namen gemacht und soll ebenso liebenswürdig wie begabt sein. Leider kenne ich sie nicht persönlich."

„Leider?" rief Taube. „Du mußt gottlob sagen!"

„Warum? Weil sie Christin ist? Deshalb bleibt sie doch meine Blutsverwandte, und ich weiß, daß sie auch meiner freundlich denkt."

„Aber Malke", rief Frau Taube erschreckt, und Sender war es kaum minder. Nach seiner Anschauung zerschnitt die Taufe jedes Band. „Da sehen Sie das am Ende gern?" rief er angstvoll.

„Die Taufe? Nein, gern niemals. Und unter zehntausend Fällen ist kaum einer, wo sich nicht das geringste dagegen sagen läßt, denn häufiger, glaub' ich, trifft sich's nicht, daß es jemand aus innerster Überzeugung tut. Aber daneben gibt es Fälle, die man beklagen, aber nicht verurteilen darf, und der liegt bei meinem Onkel Franz vor. Aber wenige fassen sie gerecht auf. Mein Großvater, Nathan Salmenfeld, war ein lebenskluger, aber überaus strenggläubiger Mann, der seinen drei Söhnen ihr Lebensziel von Anbeginn vorgeschrieben hatte, der älteste, Froim, sollte Arzt, der zweite, Manasse, Advokat werden, der dritte, Hirsch, mein Vater, sein Wirtsgeschäft erben, aber alle sollten nicht minder fanatisch bleiben wie er selbst. So mußte Froim auch im Gymnasium den Kaftan tragen, auf der Universität, in Pest, bei Chassidim wohnen. Es war ein Höllenleben. Die Christen verhöhnten ihn und diesen Juden galt er auch nicht mehr für rein. Ist's ein Wunder, daß er da seinen Glauben mit all dem furchtbaren Zwang hassen lernte und ihn endlich abschüttelte? Ihn haben die Chassidim zum Christen gemacht! Mein Onkel Max aber, der jetzt Advokat in Czernowitz ist, hat dasselbe Martyrium durchgelitten und dann doch nur den Zwang abgeschüttelt, nicht den Glauben." Und sie erzählte begeistert, welch herrlicher Mann dies sei, ein Vorkämpfer für die Rechte seiner Glaubensgenossen, aber auch für ihre sittliche Veredelung und Befreiung.

„Nächstens tauft der sich auch", sagte Taube in ihrer gewohnten Weise, während Sender fragte: „Wie lange waren Sie in seinem Hause?"

„Sechs Jahre. In meinem achten Jahr' verlor ich die Mutter. Das ist ja gewiß das schwerste Unglück, das ein Kind treffen kann. Aber für mich hatte es doch noch ein Glück im Gefolge: ich kam in das Haus meines Onkels. Er und seine Frau haben mir die Eltern ersetzt, seine Kinder die Geschwister. Und einen besseren Lehrer als meinen Cousin Bernhard hätte ich nie haben können."

Schon wieder dieser Bernhard! Aber Sender beruhigte sich wieder, als sie fortfuhr: „Freilich konnte er mich nur in den Ferien unterrichten; er war damals Student in Wien.“

„Dann ist er wohl schon in den dreißigen?“ fragte er mit einem gewissen Behagen.

„Ja. Zweiunddreißig. Er ist jetzt noch Konzipient in der Kanzlei seines Vaters. hofft aber bald zum Advokaten ernannt zu werden. Wie seine Aussichten jetzt stehen, weiß ich freilich nicht. Denn ich erfahre immer weniger von der Familie“, fuhr sie mit einem leichten Seufzer fort, „mein Vater wird immer frommer, er ist nun seit Jahren auch mit seinem Bruder Max entzweit.“

„Aber du warst doch noch vor zwei Jahren in Czernowitz?“ fragte Taube.

„Nur für einige Wochen, das hat er ausnahmsweise erlaubt.“

„Es muß Ihnen hart gefallen sein, nun wieder alles zu entbehren,“ sagte Sender warm und blickte sie voll liebevoller Teilnahme an.

„Sehr hart,“ erwiderte sie. „Sie verstehen mich!“

Das ermutigte ihn. „Nun wird s ja bald wieder besser werden,“ sagte er mit leuchtenden Augen.

Sie blickte ihn befremdet an. „Wie meinen Sie das?“

Er errötete. „Das — das werden Sie ja erfahren,“ stotterte er und versuchte zu lächeln. Es war ihm sehr willkommen, als im selben Augenblick die Frau des Vorstehers auf sie zutrat und die Geschichte vom Pater Ökonom und der Frau Putkowska, „der Viper von Barnow“, zu erzählen begann.

Dann trat auch Jossel Grün zur Gruppe. „Nun, Sender,“ fragte er, „ich hoffe, deine Mutter war nicht allzu unglücklich über den Bescheid vom Bezirksamt?“

„Welchen Bescheid?“

„Hat sie ihn noch nicht? Wolczynski hat mir gesagt, er ist ihr bereits zugestellt: die Ablehnung ihres Gesuchs, daß ihr der Pachtvertrag verlängert wird. Der Lump hat s durchgesetzt und sie hat sich leider trotz meines Rats nicht mit ihm verständigt.“

„Es war ja nicht möglich,“ erwiderte Sender, „aber ich glaube nicht, daß sie darüber sehr unglücklich wird.“ In der Tat, dazu lag nun kaum Grund vor. Mit seinem Gewinn und einem Teil von Maltes Mitgift konnte er wohl auch so ihre Zukunft sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Heiligabende.

Weihnachtsgeschichte von Frank Wicking.

Seit einer Stunde saß der junge Mann vor sich hinstarrend in seiner Stube, wenn man den jämmerlichen Raum, die Dachstube in der alten Vorstadtbaracke, so nennen konnte. Hoffnungslos war er aus der Stadt zurückgekehrt, hatte seiner Wirtin, durch deren Zimmer er gehen mußte, mit tonloser Stimme „Guten Abend“ gewünscht und sich dann in seine Mansarde geflüchtet. Mit ein paar Stückchen Holz machte er sich dann in dem winzigen Kanonenofen ein Feuer an, und dessen Flackern war das einzige Lustige in dem kahlen öden Raum.

Stellenlos! Dieses furchtbare Wort, das die Satten nicht verstehen, hing gleich einem Schwerte seit Monaten über Karl Baumann. Es war die alte Geschichte, er hatte in einem großen Geschäft einen Kommisposten gehabt und bei der Ungunst der Zeit hatte er dann seine Kündigung erhalten. Wo er nur anklopfte, überall hörte er: Bedaure, die Geschäfte gehen schlecht. Vergeblich hatte er versucht, sich einstweilen andere Beschäftigung zu suchen, als Abschreiber, selbst als Botengänger; aber wo er sich meldete, überall standen sechzig, achtzig und mehr Menschen auf der Treppe, und dann entwickelte sich jener Konkurrenzkampf, in dem die Eingeschulten stets den Sieg davon tragen. So hatte er denn nun seine geringen Mittel aufgezehrt — die alte und sehr einfache Geschichte!

Und heute war Heiligabend! Seine Gedanken flogen in die Vergangenheit, in das bescheidene Heim seiner Mutter, wo er glücklichere Weihnachten verlebte, ehe er hierher gekommen war in die große Stadt!

Eine helle Stimme weckte ihn aus seinem dumpfen Brüten.

„Guten Abend, Frau Brunke!“ rief es im Nebenzimmer. „Bei Ihnen hier ist es gemütlich. Ach, der Wind da draußen!“ Bald war die Verkäuferin mit ihrer Zimmervermieterin in ein Gespräch verwickelt.

„Gehen Sie denn heute nicht zu Verwandten?“ fragte Mutter Brunke. „Haben Sie niemand?“

„Niemand!“ sagte das junge Mädchen mit einem Beben in der Stimme. „Seit meine Eltern tot sind, stehe ich allein, doch wenn Sie erlauben, Frau Brunke, feiern wir auch Weihnachten.“ Damit ging sie zur Tür hinaus und brachte ein kleines Weihnachtsbäumchen herein, das sie draußen hatte stehen lassen.

Mutter Brunke lachte. „Sie denken doch immer an etwas Niedliches!“ sagte sie.

Klara ging dann in ihr Kämmerchen, das ebenfalls neben dem Zimmer der Vermieterin lag. Hier flackerte auch schon ein Feuer, und das Zimmerchen, das von dem jungen Mädchen mit allerlei Zieraten geschmückt war, sah in seiner Sauberkeit und geschmackvollen — und dabei so billigen — Ausstattung recht anheimelnd aus.

Jetzt trat Mutter Brunke hier ein. „Der drüben ist auch schon da!“ sagte sie.

„Herr Baumann?“ fragte das junge Mädchen. Es entstand eine Pause.

„Der findet nichts und findet nichts!“ fuhr Mutter Brunke fort.

„Der arme Mensch!“ bedauerte Klara.

„So geschieht's jetzt vielen!“ sagte die Vermieterin.

„Und heut am Heiligabend!“ seufzte Klara. „Es ist zu traurig!“ Klara öffnete jetzt ein geheimnisvolles Paket, das sie mitgebracht hatte, nahm einige Lichtchen und ein paar Pfefferkuchen heraus, und beide kehrten in das Mittelzimmer zurück. Klara stellte den Baum auf den Tisch, befestigte die Lichtchen und zündete sie an, und über die verwitterten Züge der älteren Frau ging ein leiser Schimmer der Weihnachtsfreude. Beide setzten sich nun wieder und plauderten

„Den könnten wir ja auch einmal hereinholen!“ sagte Frau Brunke halblaut, indes sie auf die Türe des jungen Mannes zeigte

„Wenn wir ihn nicht stören!“ entgegnete Klara.

„I wo, stören! Der macht ja doch nichts!“ sagte die Vermieterin und klopfte an Baumanns Tür.

Der junge Mann, der lesend am Tische saß, erhob sich.

„Sie sitzen so allein, Herr Baumann“, sagte Mutter Brunke. „Wollen Sie sich nicht einmal unseren Baum ansehen.“

Karl zog seinen besseren Rock an, den er stets schonte — wenn er den nicht mehr hatte, war er verloren, das wußte er —, dann trat er ein.

Errötend erhob sich das junge Mädchen, dann nahmen alle drei Platz. Mutter Brunke wurde auf das knackende Sofa genötigt.

Die Unterhaltung wollte erst nicht recht in Fluß kommen; bald aber begann der junge Mann von dem zu sprechen, was ihm am schwersten am Herzen lag, er klagte seine Not.

„Es ist schlimm jetzt“, sagte Klara, „wir merken es im Geschäfte auch; die vielen armen Leute, denen es so schlecht geht!“

„Sie werden schon wieder etwas finden!“ meinte jetzt die Vermieterin mit ihrer harten, trockenen Stimme, die so wenig nach Trost klang.

„Sie dürfen den Mut nicht verlieren, Herr Baumann!“ stimmte das junge Mädchen zu, und ihre helle Stimme, mit der sie ihm Trost einsrpach, warf einen Hoffnungsstrahl, den ersten seit langer Zeit, in seine Verlassenheit . . .

Die Lichter brannten herab, und Baumann verabschiedete sich von den beiden, die gleich ihm den harten Kampf ums Leben kämpften. Doch die schon ganz erloschene Hoffnung war ihm wie ein strahlender, leuchtender Stern wieder aufgegangen, und mit neuem Mut beschloß er, weiter zu ringen.

*

Ein Jahr war vergangen. Wieder hatten die Glocken das Fest eingeläutet, und wieder saß Klara bei Mutter Brunke vor einem kleinen Bäumchen. Beide waren heute stiller als sonst, die frische, helle Stimme des Mädchens klang etwas gepreßt. Vielleicht war eine Erinnerung daran schuld. Frau Brunke hatte vorhin, als sie den Baum angezündet hatte, trocken geäußert: „Voriges Jahr waren wir zu dreien. — Wo jetzt der Baumann steckt, weiß ich nicht. Er ging ja damals nach auswärts; na, er wird hoffentlich ein Unterkommen gefunden haben!“

„Hoffentlich“, sagte Klara tonlos.

So saßen denn beide stumm da und vertieften sich in die Zeitung, die sie zusammen hielten. Da ertönte ein Schritt auf der Treppe.

„Wer ist denn da?“ sagte Mutter Brunke. „Der drüben,“ sie zeigte auf die Tür der einen Dachkammer, „kommt doch jetzt noch nicht, der stolpert doch erst nach Mitternacht herein; er weckt mich immer mit seinem Gepolter.“

Da klopfte es, und herein trat etwas zögernd ein Herr, der in einen weiten Mantel gehüllt war.

„Guten Abend, Frau Brunke,“ ertönte jetzt eine bekannte Stimme. „Guten Abend, Fräulein!“

Jetzt erkannten sie ihn, ihren Weihnachtsgast vom vorigen Jahre.

„Wo kommen Sie denn her? Das ist ja schön!" sagte Frau Brunke.

Klara vermochte kein Wort hervorzubringen; zitternd stand sie auf und hielt sich an der Stuhllehne fest.

Baumann war etwas verlegen.

„Entschuldigen Sie nur," sagte er, „daß ich Sie so spät noch aufsuche, aber — ich wollte nur sehen, wie es Ihnen noch ginge!" Er mußte nun den Mantel ablegen, und dabei kam ein Paket zum Vorschein.

„Erlauben Sie mir, Frau Brunke, daß ich einen Weihnachtspfefferkuchen auf den Tisch des Hauses niederlege."

Nun begann er zu erzählen. Er hatte auswärts in einer Mittelstadt einen Posten gefunden — keine hervorragende Stelle, aber etwas Sicheres. Als nun alle drei — denn Klara hatte ihre Stimme wiedergefunden — ihre einfachen Lebensschicksale ausgetauscht hatten, verschwand plötzlich Frau Brunke, da sie im Nebenzimmer noch Feuer zu machen habe. Baumann und Klara saßen sich gegenüber und verstummten. In seiner Verlegenheit wühlte er in der Tasche, und plötzlich rollte ein Ring ins Zimmer, den er mit herausgerissen hatte, und blieb zu Klaras Füßen liegen. Sie hatte nicht genau erkannt, was es war und bückte sich. Auch Baumann sprang zu, und als sie nun den Ring erfaßt hatte und erschrak, hielt er ihre Hand fest, sagte: „Als Erinnerung an letzte Weihnachten," und zog ihr den Ring über den Goldfinger.

„Aber Herr Baumann," wollte sie abwehren, doch er fuhr fort: „Vor einem Jahre lernte ich Sie hier kennen, Fräulein Klara; Sie haben mich dann, als ich manchmal verzweifelt war, immer getröstet. Ich habe mich, auch als ich nicht mehr hier war, nach Ihnen erkundigt, und nun komme ich, um Sie zu fragen — — Wissen Sie noch, wie Sie mir einmal auf der Treppe — es war das einzige Mal, wo ich Sie dort traf — Ihr Frühstück gaben und davonliefen? Damals haben Sie mir Ihr gutes Herz offenbart. Das habe ich nicht vergessen. Und nun — eine glänzende Stellung habe ich nicht — aber so sagen Sie doch etwas, Fräulein Klara!"

Als Frau Brunke bald darauf wieder eintrat, sagte Baumann, der das junge Mädchen umfaßt hielt: „Fräulein Klara hat eingewilligt, meine Frau zu werden!"

„Ei, da gratuliere ich!" rief Frau Brunke, und ihr hartes, runzeliges Gesicht überzog ein heiteres Leuchten.

Der Weihnachtsabend von St. Marien.

Von Werner Schulz-Oliva.

Groß und schweigend stand der gewaltige Bau der Marienkirche über der Enge der winkeligen Gassen Danzigs. Dunkel und drohend wuchtete er zwischen den schmalbrüstigen Bürgerhäusern, deren spitze, seltsam zackige Giebel wie fremdartige Schattenbilder gegen den Abendhimmel standen. In den Straßen lag fußhoher Schnee und die alten, verwitterten Beischläge ragten gespenstig aus der Gleichmäßigkeit der verschneiten Wege.

Menschen eilten einander vorüber, irgendein unbewußtes Glück im Schreiten ihrer Füße, im Lächeln ihrer Augen. Manchmal kamen Buben und Mädchen mit müden, hungrigen Gesichtern, die nichts von Heimat wußten und sangen ihre auswendig gelernten Lieder, ohne Klang und ohne Liebe.

Die lichtlosen Fenster der Häuser erwachten mehr und mehr zu Glanz und Helle, wurden leuchtende Ketten, straßauf, straßab.

Kalt und klar stieg der Wintermond über Häuser und Gassen und warf seine Strahlen um den mächtigen, breiten Marienturm.

Der einsame Wanderer, der vom Wasser her die Gasse heraufkam, blieb stehen. Die alte Stadt wuchs aus Tag und Stunde zu wundersamer Offenbarung. Es war lange her, daß er sie verlassen hatte, sehr lange. Er konnte sich eigentlich gar nicht mehr auf die Zahl der Jahre besinnen. Nun war er heimgekehrt nach verlorenem Leben auf endlos weiten Meeren in eine Heimat, von der er nicht wußte, ob sie ihm wieder Heimat sein würde.

Er mußte lächeln. Es war eine Bitterkeit darin. Langsam schritt er weiter.

Ein tiefes, geheimnisvolles Rauschen zog über die Stadt. Der Mann hob seinen Blick. Dumpf und schwer gingen die Glocken von St. Marien. Ein Erschrecken war in den engen Gassen. Andächtig lauschten die alten Häuser und wie ein Gebet war es in ihnen.

Jahre wurden ein Nichts und irrten durcheinander. Zeitlos war der Klang und er nahm, was in der Zeit war. Weihnacht — Weihnacht läutete es in die Herzen.

War es nicht, als ob ein Märchen geschehe? Erinnerung sang in der Seele des Wanderers. Seine Kindheit, die in den Gassen um den Turm gespielt hatte, sein Glück und sein Leid, alles das wurde wieder so nah, so wirklich. Ganz unwichtige Dinge nahmen Gestalt an und wurden bedeutend. Und alles das rauschte im Klang der Glocken.

Eine Sehnsucht war in ihm, wieder in der alten, mächtigen Kirche zu sein, deren Stimmen zu ihm sprachen.

Er bog in die kleine Seitengasse ab. Menschen waren neben ihm, hatten gleichen Weg. Worte fanden sein Ohr und er empfand den eigenen Ton der Heimatsprache, der so ganz anders war, wie draußen in der Welt.

Willenlos trieb er mit im Strome der Vielen, die in das breite Portal der Kirche fluteten. Weiches, warmes Licht floß ihm entgegen. Feierlich öffnete sich ihm die Erhabenheit des Raumes, der etwas Grenzenloses an sich hatte. Mit zögerndem, behutsamem Schritt trat er in das Schiff der Kirche. Wieder fühlte er jenes geheimnisvolle, ehrfürchtige Schauern, das schon den Knaben erfaßt hatte, wenn ihn die Mutter in die Andacht mitnahm.

Unendlich schweigsam war es hier drinnen. Die pfeilernen Bogen verloren sich in dem Dunkel der Decke, die schattenhaft sich über ihnen schloß. Matt und gedämpft schwebte der Lichtschein der Kronleuchter über dem hohen, geschnitzten Gestühl, das sich die Gewerke und Patrizier bauten. Vom Kreis der Wände flackerte zitternder Glanz von den messingenen Blakern und der eigentümliche Duft alter Kirchen wehte in dem Raum.

Zwei schwarzschlanke Tannen wuchsen zu den Seiten des Altars. Kerzenschimmer rann über ihre Zweige, versank in den Einsamkeiten gähnender Nischen und war wie ein Kinderlächeln, gut und gläubig.

Dann hob ein unendlich süßes Klingen an, fern und fremd zuerst, ein Raunen nur, von dem niemand weiß, woher und wohin, aber es wurde voller und stärker, gewaltiger und schwerer, bis es ein Brausen war, das über die Betenden dahinbrandete, als wollte es das Gemäuer brechen und die Bogen stürzen. Die Akkorde der Orgel sangen das Lied der Weihnacht und Hunderte und Tausende Stimmen umschlangen sich in Liebe und Dank und klangen mit in dem Chor der Unendlichkeit.

Der Mann hatte sich an einen der steinernen Pfeiler gelehnt. Ein seliges Traumland war um ihn her. Alles, was schlecht und fremd in ihm war, fiel in graue Vergänglichkeit, rein und still wurde es und eine nie gekannte tiefe Freude war in ihm.

Dicht neben dem Pfeiler braunes, verschnörkeltes Gestühl. Es war niemand darinnen. Eine staubige Samtkette schloß es. Er löste sie und duckte sich hinein. Wie ein Kind kniete er nieder und faltete seine Hände um das Schnitzwerk des Stuhles. War es nicht, als ob er wieder zu Hause sei und seine Mutter die Hand auf seinen Scheitel lege. O, zu Hause. Ja, so mußte es sein, so feierlich, so schön, umbraust von der Gewalt des Klanges und doch ganz still, ganz weit weg von all dem Leben und Treiben im Kreisen der Welt.

Das Lied war zu Ende. Eine Stimme sprach Worte von Lieben und Glauben, eine Stimme, die sehr hoch über den Betenden zu sein schien, im Schatten der steilenden Mauern.

Und dann wurde wieder das Lied der Orgel sehnende Melodie und wieder schwangen die Herzen sich auf im ewigen Rhythmus des Klanges.

Der einsame Mann in dem alten verschnörkelten Gestühl weinte, weinte die ersten Tränen seines Lebens, seitdem er nicht mehr Kind war. Und seine Lippen wußten ein ganz schlichtes, seltsames Gebet, das seine Mutter ihn gelehrt hatte, als er die kleinen Kinderhände falten konnte.

Sein Leben wanderte an ihm vorüber. Wie ein Fremder sah er es und lächelte über sein Leid, ein glückliches Lächeln. Seine Heimat war vor ihm mit offenen Toren und märchenseligen Liedern. Wie er sie lieb hatte, seine Heimat. Er wußte ganz genau, daß es nirgends so schön sein könne.

Sein Kopf sank tiefer und tiefer in seine betenden Hände, bis ein großer, dunkler Schlaf über ihn kam und seine Stirne strich.

Rauschend aber sangen Glocken und Orgel von St. Marien über die alte Stadt das Lied von der heiligen Weihnacht.



* **Moderne Kinder.** „Das ist Engelshaar!" erklärt Frau Kunsch die silbernen Fäden am Weihnachtsbaum. Liselotte staunt: „Ja, haben denn die Engel keine Bubiköpfe . . .?"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.